

Bürgerinitiativen

Entstehungsgründe und Reichweite

Eine Einschätzung von Gabriele Huber

Als in den 70-iger Jahren des letzten Jahrhunderts die ersten Bürgerinitiativen entstanden war das ein Ausdruck von gestiegenem Selbstbewusstsein der Bürgerschaft. Kritische und engagementbereite Bürger setzten sich mit eigener Urteilskraft gegen die so genannten „Sachzwänge“ der etablierten Politik zur Wehr. Die Motivation dafür entstand häufig aus der Kritik an mangelnder Bürgernähe der Parteien und der Ablehnung der konventionellen Formen politischer Betätigung. Probleme des Wirtschaftswachstums, damit verbundene Umweltbelastungen, Planungsversagen in Verwaltungen und Parteien und das Verkennen oder Ignorieren der Bedürfnisse der Bevölkerung waren weitere Gründe. Mit ein Auslöser war damals auch die APO, also die außerparlamentarische Opposition.

Eine Bürgerinitiative ist eine aus der Bürgerschaft heraus gebildete Interessengemeinschaft, die aus einem konkreten Anlass eine politische, soziale oder ökologische Selbsthilfe organisiert. Sie nimmt damit Einfluss auf die öffentliche Meinung, staatliche Einrichtungen, Parteien oder andere gesellschaftliche Gruppierungen. Dabei werden Fehlentwicklungen in der Kommunalpolitik am deutlichsten sichtbar. Gleichzeitig sind direkte politische Mitsprache und Einmischung dort am ehesten möglich. Im Unterschied zu Parteien oder anderen Interessenverbänden bearbeiten Bürgerinitiativen abgegrenzte Sachprobleme. Parteien müssen ein breites Spektrum an Meinungen aufgreifen, um mehrheitsfähig zu sein. Sie entwickeln deshalb gezwungenermaßen allgemeine Programme und können häufig deshalb spezifische Interessen nicht bedienen. Es können aber aus Bürgerinitiativen Wählergemeinschaften entstehen, wenn sie langfristige kommunalpolitische Ziele verfolgen. Parteien und Bürgerinitiativen schließen sich auch nicht unbedingt aus, sondern können einander ergänzen.

Bürgerinitiativen sind basisdemokratisch, Veränderungen werden von der Basis her initiiert. Da es kein Mandat von der Bevölkerung gibt ist die Arbeit zumeist auf ein Problem ausgerichtet. Die Mehrzahl der Bürgerinitiativen verfolgt einzelne, meist zeitlich begrenzte Ziele.

Dabei ist jede Bürgerinitiative einzigartig und nicht übertragbar. Die Mitglieder arbeiten ehrenamtlich und müssen neben der Bereitschaft zum

Engagement einige Eigenschaften mitbringen: Einen langen Atem und die Fähigkeit, Mitarbeiter und finanzielle und ideelle Unterstützer zu gewinnen. Außerdem Zivilcourage und vor allem den Mut, sich notfalls mit der Obrigkeit anzulegen.

Eine Bürgerinitiative, die nur einer Partei nahe steht, scheitert in der Regel. Wichtig ist deshalb der Kontakt zu möglichst vielen Parteien, Vertretern des bürgerlichen Lagers und Funktionsträgern von Behörden etc. Damit wird Kompromissbereitschaft signalisiert und es können Kompromisse ausgehandelt werden.

Die Aktivitätsbereiche der Bürgerinitiativen sind vielfältig. Meistens werden Projekte im soziokulturellen Bereich bearbeitet: Jugend, Kindergärten, Spielplätze, kommunale Einrichtungen, Verkehrs- und Stadtplanung. Dabei haben Einzelziele im Kommunalbereich mit seiner Überschaubarkeit die größte Aussicht auf Erfolg. Viele Bürgerinitiativen arbeiten vergleichsweise „still“. Am ehesten öffentlichkeitswirksam sind Aktionen, die etwas „verhindern“, z.B. den Abriss eines Bauwerkes oder den Bau einer Straße. Nach Information der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung geben 60 % der Bürgerinitiativen an, ihre Ziele oder zumindest respektable Teilerfolge erreicht zu haben.

Aus der Geschichte der Weststadt

Von Udo Rauch

Antike Fernstraße

Wer das mittelalterliche Tübingen nach Westen verlassen wollte, benutzte dazu in der Regel das Schmiedtor am nördlichen Stadtrand. Er überquerte mittels der Schmiedtorbrücke die vor dem Tor vorbei fließende Ammer, ging noch einige Meter weiter bergauf nordwärts, um erst dann nach Westen in die (heutige) Herrenberger Straße einzubiegen. Der kleine Umweg - erst nach Norden, dann nach Westen - lässt sich leicht historisch herleiten. Er geht auf die Zeit zurück, als die Tübinger Gegend noch Teil des römischen Weltreichs war und hier am nördlichen Talrand eine alte Verbindungsstraße zwischen dem römischen Verwaltungssitz Sumelocenna (Rottenburg) und dem

Kastell Grinario (Köngen) entlang führte. Wie auch andernorts üblich vermieden die Römer den sumpfigen Talgrund und bauten ihre Straßen auf etwas höher gelegenem Terrain. Die römische Straße war offenbar gut ausgebaut und sogar auf antiken Karten verzeichnet, namentlich auf der Tabula Peutingeriana. Diese mittelalterliche Kopie einer römischen Fernstraßenkarte ist - wenn man so will - das erste schriftliche Dokument für die durch unsere Gegend führende Römerstraße. Ihr lokaler Verlauf im Bereich der Herrenberger- und der Rümelinstraße wurde mehrfach bei Grabungen dokumentiert. So zum Beispiel 1925/26, als man in der Nähe des Gasthauses zum König 85 Zentimeter unter dem damaligen Straßenniveau auf den alten Steinkörper der Römerstraße stieß.¹



Weststadt mit Westbahnhof im Vordergrund - Friedrich Reichert - vermutlich 20er Jahre - Stadtarchiv Tübingen

Offenbar wurde die alte Römerstraße seit der Antike nicht mehr aufgegeben. Sowohl die alemannischen Gründer Tübingens nutzten sie kontinuierlich weiter, als auch die mittelalterlichen Stadtherren, die Pfalzgrafen von Tübingen. Aus diesem Umstand ergab sich die eingangs beschriebene Notwendigkeit die Stadt erst durch das nördliche Tor zu verlassen, um dann

nach Westen umzuschwenken. Nur die überörtliche Zielrichtung des Verkehrs änderte sich im Laufe der Zeit: Statt nach Sumelocenna-Rottenburg oder Grinario-Köngen ging die Reise später entweder nach Ulm oder in die andere Richtung über den Schwarzwald nach Straßburg. Das alte römische Straßenstück bei Tübingen wurde einfach in das neue Verkehrsnetz integriert. Jahrhundertlang wachte der Tübinger Stadtmagistrat eifersüchtig darüber, dass diese alte Route über Tübingen erhalten blieb. Sie brachte nicht nur Verkehr, sondern auch Geld in die Stadt. So bemühte er sich im ausgehenden 18. Jahrhundert darum, die Chausseierung der Straße zwischen Rottenburg und Herrenberg zu verhindern. Dadurch wäre sicherlich ein Teil des Handels über österreichisches Gebiet abgewickelt und Tübingen umgangen worden. 1805 schließlich unternahm die Stadt größere Anstrengungen, um die Herrenberger wie auch die Reutlinger Straße zur Chaussee auszubauen. Sie nahm zu diesem Zweck Schulden in Höhe von 8000 Gulden auf. Mit dem Geld wurden u.a. die Anlieger entschädigt, die wegen der Straßenverbreiterung einen Teil ihrer Grundstücke abtreten mussten.²

Gartenhausidylle

Einen frühen Eindruck von der Gegend vor dem Schmiedtor vermittelt die Radierung Wenzel Hollars aus der Zeit um 1630



Radierung Wenzel Hollars, um 1630 - Abbildung eines Ausschnitts
Stadtarchiv Tübingen

Am unteren Bildrand verläuft die Landstraße nach Herrenberg. Die Hauptverkehrsader erscheint geschäftig belebt. Frauen schleppen schwere Traglasten auf dem Kopf, Pferde ziehen einen Wagen. Zwischen der Straße und der Stadt erkennt man zahlreiche eingefriedete Gärten mit regelmäßig angelegten Beeten. Das Gelände vor den Toren wurde offenbar von den Bewohnern der eng bebauten Stadt zum Anbau von Gemüse benutzt. Kleinere Ziergärten dienten daneben der Erholung und verfügten meist über ein Gartenhäuschen am Grundstücksrand. Ihr hoch gelegener Aufenthaltsraum ermöglicht den Ausblick in die Umgebung.

An die Gartenhausidylle südlich der Herrenberger Straße erinnert heute nur noch wenig. Immerhin vier der Häuschen an der Ammer (bzw. an der Pfitzerstraße) sind erhalten geblieben. Ein fünftes steht verkehrsumtost auf dem Gelände der Volksbank. Ein sechstes, das Gmelinsche Gartenhaus, wurde seinerzeit für den Neubau der Volksbank abgebrochen. Das Landesdenkmalamt hat die noch bestehenden Häuschen unter Schutz gestellt und ihren Abbruch damit bislang erfolgreich verhindern können. Ein Rechtsstreit über den beabsichtigten Abbruch des Häuschens Pfitzerstraße 26/2 führte im Jahr 2001 sogar bis vor den Verwaltungsgerichtshof Baden-Württemberg. Dessen Senat entschied, dass der Denkmalschutz zu Recht verfügt worden war. Denn die Häuschen bilden mit den „zugehörigen Gartenmauern parallel zur Ammer eine Sachgesamtheit als anschauliches Zeugnis für die jahrhundertlang an dieser Stelle außerhalb der Tübinger Stadtmauern bestehenden Zier- und Gemüsegärten und die damit zusammenhängenden Garten- und Spaziergangskultur vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts [...] Viele Bewohner der dicht bebauten und Mauer umschlossenen Stadt hatten keine oder nur äußerst eingeschränkte Möglichkeiten zur Anlage von Nutz- oder Ziergärten innerhalb der Stadtbefestigung. Daher war Tübingen wie die meisten alten Städte ... jahrhundertlang von Gartengrundstücken umgeben.“³

Der König von Württemberg

Außer den erwähnten Gartenhäusern und ein paar Geschirrhütten blieb die Herrenberger Straße und ihr Umfeld Jahrhunderte lang unbebaut. Erst zu Beginn des 19. Jahrhundert wurden die ersten Wohnhäuser am Wegesrand errichtet. Den Anfang machte damals das Gasthaus zum König (Herrenberger Straße 2). Ein gewisser Georg Ludwig Weimer, von Beruf Bäcker, stellte im Jahr 1800 den Antrag auf die Errichtung eines zweistöckigen Gebäudes

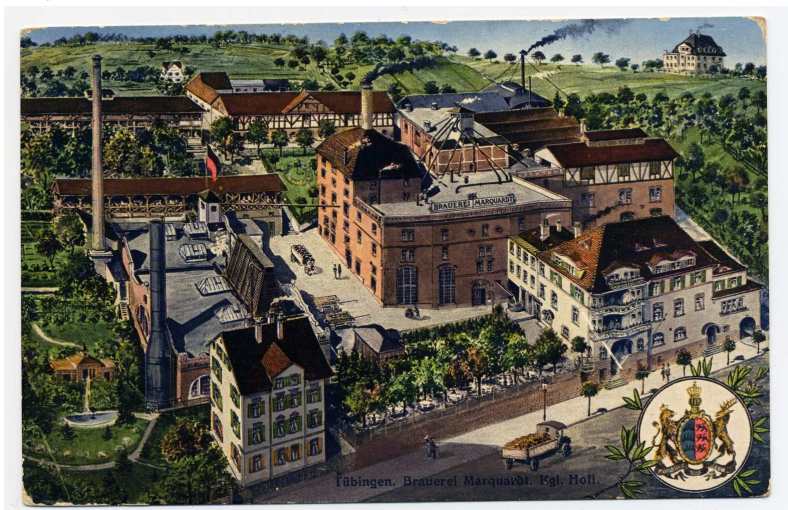
zwischen der „Bettlersteig und der Straße“. Er erhielt eine Konzession zu Bierbrauen und richtete ein Wirtshaus samt Badebetrieb ein, dem er den Namen „Gasthof zum König von Württemberg“ gab.⁴ Wie es zu dieser Benennung kam, ist nicht überliefert. Sicher ist jedoch, dass sich darin ein Stück Zeitgeschichte widerspiegelt. Denn das alte Herzogtum Württemberg wurde im Jahre 1806 von Napoléons Gnaden bedeutend vergrößert und zum Königreich erhoben.

Die Weimer'sche Badeanstalt mit ihren Wannen zählte in jenen Jahren zu den „gesellschaftlichen Vergnügungen“ in Tübingen und findet in diesem Zusammenhang 1822 kurze Erwähnung bei dem Stadtchronisten H. F. Eisenbach, der sie in seiner „Beschreibung und Geschichte der Stadt und Universität Tübingen“ aufführt.⁵ Während sich im Wirtshaus die Gäste bei einem frisch gebrauten Bier von den Strapazen der Reise erholten oder gar ein Bad nahmen, konnten ihre Pferde in den Stallungen versorgt werden. Ein umfassender Service aus einer Hand! „Der König“ verfügte über die strategische beste Lage, die man sich im damaligen Tübingen für ein Wirtshaus vorstellen konnte. Es lag vor den Stadttoren, also außerhalb der eng bebauten Stadt und verfügte deshalb über ausreichenden Platz für Menschen, Wagen und Pferde. Vor dem Wirtshaus vereinigten sich die Herrenberger Straße mit der verkehrsreichen Schweizer Straße. Es war einer der belebtesten Plätze der Stadt. Die verkehrstechnisch günstige Lage sollte dem Gasthaus allerdings später zum Verhängnis werden. Trotz Bürgerprotest brach man es 1976 ab, verbreiterte die Straße und errichtete dort ein Parkhaus. Statt Pferden werden in die modernen Stallungen nun Autos eingestellt.

Schlupfwinkel für liederliches Gesindel

Beflügelt vom Erfolg des Königs mag wohl auch die ehemalige Marquardtei (Herrenberger Straße 34) entstanden sein. Die bisherige Stadtgeschichtsschreibung ging bislang davon aus, dass dies in den 1840er Jahren der Fall war.⁶ Dies ist jedoch falsch. Schaut man sich die Quellen im Stadtarchiv etwas genauer an, kommt man auf ein älteres Datum. Um 1818 erwarb der aus Tirol stammende Büchsenmacher Karl Nisch ein älteres Gartenhaus an der Herrenberger Straße. Es hatte zuvor dem verstorbenen Stadtschreiber Schwarzmann gehört. Ohne eine behördliche Genehmigung machte Nisch es bewohnbar und ließ es um einen Anbau erweitern. (Der damit privat beauftragte städtische Werkmeister Adam

sollte später dafür bestraft werden). Dabei hatte Nisch gleich vier Behörden übergangen: den Stadtrat, das königliche Oberamt, den königlichen Forststrat und nicht zuletzt das königliche Hofjägermeisteramt. Dies brachte dem Büchsenmacher alsbald heftigen Ärger ein. Denn nach damaligen (wie auch heutigen) Vorstellungen war die Errichtung von Wohngebäuden „außerhalb Etters“ nicht erlaubt. Die Gründe, die man dafür vorbrachte, hören sich allerdings heute eher seltsam an. So wurde befürchtet, das Haus könnte zu einem „Schlupfwinkel für alle Arten von Menschen“ werden, zum Beispiel für „liederliches Gesindel“ oder „Wilderer“. Letztere könnten „unter dem Vorwand, ihre Gewehre zur Reparatur zu geben, solche immer bei Nisch aufbewahren“. Außerdem glaubte man, dass durch Nischs Büchsenmacherei der „Wandel“ auf der „sehr gangbaren“ Herrenberger Straße gefährdet werden könnte.⁷ Wie auch immer: Nisch wehrte sich geschickt gegen das behördliche Verbot. Aus seinen Stellungnahmen erfahren wir, dass er kaum von seiner Büchsenmacherei leben konnte. Die Auftragslage war so schlecht, dass er den Garten an der Herrenberger Straße zur Versorgung seiner Familie mit Gemüse und Obst gekauft und dafür einen großen Teil seines Vermögens aufgewendet hatte. Letztlich war es ihm nicht so wichtig, darin eine Werkstatt einzurichten. Er wollte aber unbedingt die Erlaubnis erhalten, dort mit seiner Familie wohnen zu dürfen. Schließlich schrieb er selbstbewusst, jeder Bürger habe doch „das unstreitige Recht, ein schon vorhandenes Gartenhaus nach eigenem Befinden zu benutzen und auch zu bewohnen“.



Brauerei Marquardt - Postkarte um 1920
Zeichnung Johann Dreyschütz - Stadtarchiv Tübingen

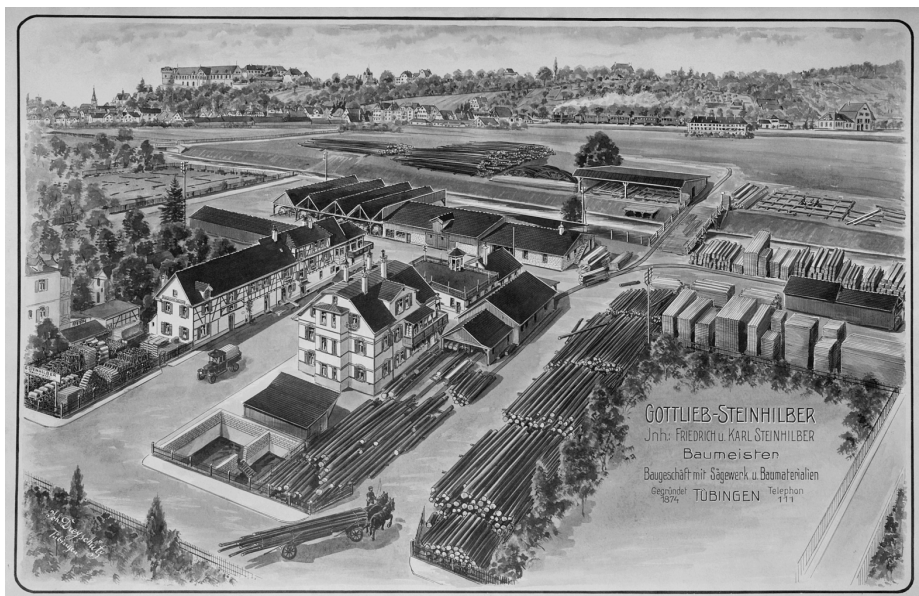
Büchsenmacher Nisch obsiegte im Streit mit den Behörden. Ab 1821 musste er allerdings für sein Gartenhaus eine höhere Steuer bezahlen. Das städtische Güterbuch vermerkt den Grund: „wegen Verwandlung des bisherigen Gartenhauses in ein Wohnhaus“.⁸ Zur Büchsenmacherei und dem Gemüseanbau gesellte sich bald noch eine kleine Wirtschaft. In Anlehnung an den Beruf ihres Wirtes wurde sie im Volksmund bald als „Büchsenkneipe“ bezeichnet. Besonders beliebt war sie bei den Studenten, die hier so unerlaubten Dingen wie dem Fechten nachgingen. Nisch sollte deshalb immer wieder Ärger mit der Obrigkeit bekommen. Die zahlreichen Burschenschafter in der Büchsenkneipe – so geht die Legende – sollen im Lauf der Zeit den Beinamen „Büchsier“ oder Bixier erhalten haben. Die Französisierung entsprach einer damaligen Gepflogenheit und kam vor allem in Studentenkreisen häufiger vor (vgl. Pompier, Kneipier, Paukier). Im Laufe des 19. Jahrhunderts soll der Beiname Bixier auf alle Burschenschafter in ganz Deutschland übertragen worden sein. So schreibt es jedenfalls der bekannte Studentenhistoriker Georg Schmidgall in den Tübinger Blättern.⁹ Stand also unser kecker Tiroler Büchsenmacher Karl Nisch Pate für einen Begriff, der zum Schluss im gesamten deutschen Sprachraum Verbreitung fand? Laut Internet-Lexikon Wikipedia ist das nicht ganz eindeutig erwiesen. In Tübingen darf man aber sicherlich gerne weiter daran festhalten.

1823 verkaufte Nisch sein Gartenhaus an den Bierwirt Johann Friedrich Schnaith, der daneben ein zweistöckiges Wohnhaus und einige Jahre später noch ein Brauhaus errichtete. Aus dem kleinen Gartenhaus und der Büchsenkneipe wuchs im Laufe der folgenden Jahrzehnte die größte Tübinger Brauerei heran. Im Gewerbesteuerkataster des Jahres 1900 wird die Marquardtei mit einem Steuerkapital von 27.375 Mark aufgeführt, gefolgt von der zweitgrößten Brauerei, dem Waldhörnle (22.400 Mark) und der drittgrößten, der „Schlossbrauerei“ von Gösele und Stratmann (13.075).

Die Firma Steinhilber

Das Gasthaus zum König und die Büchsenkneipe, aus der später die Marquardtei wurde, blieben für lange Zeit die einzigen bewohnten Gebäude an der Herrenberger Straße. Erst nach der Reichsgründung 1871 kamen weitere Wohnhäuser hinzu. Maßgeblich für das Baugeschehen wurde die 1874 gegründete Firma Steinhilber. Diese entwickelte sich während des Kaiserreichs zum führenden Betrieb in der Tübinger Weststadt und beschäftigte um 1900 bis zu 75 Leute. Die Steinhilbers betrieben einen

Fachhandel für Baustoffe und errichteten in großer Zahl auch Häuser in Eigenregie. Der städtische Verwaltungsbericht führt zwischen 1877 und 1914 insgesamt 85 Steinhilber-Gebäude im gesamten Stadtgebiet auf. Etwa die Hälfte davon kam in der Weststadt zur Ausführung, wo sich auch der Firmensitz der Steinhilbers befand. Die Gebäude wurden in der Regel nach eigenen qualitätvollen Entwürfen ausgeführt und schlüsselfertig an die Interessenten verkauft. Große Teile der Herrenberger Straße sind auf diese Weise in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg entstanden, darunter die Hausnummern 51, 53a, 55, 57, 65, 67, 69, 71, 73, 75, 77, 81, 83, 85, in der Köllestraße die Häuser Nr. 5, 6, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 21, 27, 31, in Kelterstraße Nr. 8, 41, 41/2, 43, in der Georgstraße Nr. 9, 12, 14, in der Weberstraße Nr. 1, 5/3, 13, in der Belthlestraße die Häuser 9, 13, in der Mauerstraße Nr. 7, 18, in der Freiacckerstraße Nr. 53, in der Stöcklestraße Nr. 8 und in der Westbahnhofstraße Nr. 2.¹⁰



Baugeschäft und Baumaterialienhandlung Gottlieb Steinhilber, Herrenberger Straße 55, um 1925. - Abb. 113 im Dreyschütz-Katalog des Stadtmuseums

Die Baufirma Steinhilber hat also Tübingens Stadtbild vornehmlich in der Weststadt durch eine Vielzahl von Gebäuden nachhaltig geprägt. Leider hat man erst vor kurzem (2011) mit den Gebäuden Nr. 55 und 57 in der Herrenberger Straße ausgerechnet die Firmenzentrale der Steinhilbers

erinnerungslos abgebrochen. Tübingens Weststadt büßte damit ein aus stadthistorischen Gründen interessantes Zeugnis ein und das Ensemble entlang der Herrenberger Straße wurde um sein Kernstück geschmälert. Nicht zuletzt verlor das Viertel auf diese Weise einen interessanten Identifikationspunkt mit seiner eigenen Vergangenheit.



Das Steinhilber-Grundstück 2011 zu Beginn der Bebauung

Die Ammer und ihr Kanal

Wenn bislang nur von der Herrenberger Straße und ihrer Umgebung die Rede war, so sollte doch nicht vergessen werden, dass die Weststadt noch eine zweite, nicht weniger wichtige Entwicklungsachse vorzuweisen hat: Den Ammerkanal. Der künstliche Bachlauf wurde schon im hohen Mittelalter aus der natürlichen Ammer abgezweigt und im späten Mittelalter erheblich in seiner Leistung ausgebaut. Mit seinen 4420 Metern Länge vom Ammerhof bei Unterjesingen bis zur Mündung beim Neckartor ist er heute das bedeutendste technische Kulturdenkmal in Tübingen. Zu seinen besten Zeiten betrieb er 14 Mühlen mit zusammen etwa 200 Pferdestärken. Die meisten dieser Mühlen befanden sich oberhalb der Altstadt im Tübinger Westen, darunter die Schleifmühle, der Kupferhammer, die Pulvermühle und die städtische Sägmühle. Vom alten Mühlenviertel ist allerdings kaum noch etwas erhalten. Die letzten beiden Mühlräder fristen ihr Dasein stillgelegt an der

Gerstenmühlstraße. Sie gehörten früher zur Lohmühle, mit der die Tübinger Gerber ihre Rinden malen konnten. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert herrschte am Ammerkanal noch rege Betriebsamkeit. Der Tübinger Westen war damals bevorzugter Standort der Industrie. Die vorhandenen Mühlräder wurden für unterschiedliche Produktionsprozesse umgenutzt. So entwickelte sich aus dem alten Kupferhammer die Firma Zanker, zuletzt bekannt durch ihre hervorragenden und langlebigen Waschmaschinen. Aus der alten Lohmühle wurde die Brauerei Gösele und Stratmann, später die Maschinenfabrik Majer. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erhielt Tübingens industrialisierter Westen sogar einen eigenen Bahnhof.

Wer heute die alten Stadtpläne und Fotos betrachtet, bemerkt sofort, dass sich die beiden Achsen der Weststadt – entlang der Herrenbergerstraße und dem Ammerkanal – fast unabhängig voneinander entwickelt haben. Zwischen dem nördlichen und dem südlichen Talrand mäandrierte bis ins ausgehende 19. Jahrhundert die Ammer. Deren Feuchtgebiete waren regelmäßig überschwemmt und praktisch nicht bebaubar. Der Legende nach hauste hier in grauer Vorzeit ein schrecklicher Lindwurm. Zu seiner Besänftigung hätten die Bewohner des Tales täglich ein Schaf liefern müssen. Tatsache ist hingegen, dass sich hier lange Zeit erfolgreich Meister Adebar tummelte und reichlich Nahrung für seine Jungen fand. Seit der Korrektur der Ammer in den 1890er Jahren blieb sein Storchennest auf dem Rathausdach verwaist. Dafür konnte nun allmählich der Talgrund besiedelt und bebaut werden. Leider hat es dabei die Tübinger Stadtplanung versäumt, die beiden Ost-West-Achsen durch entsprechende Nord-Süd-Achsen zu ergänzen. Bis heute mangelt es dem Stadtviertel an solchen Verbindungen.

¹ Tübinger Blätter 18. Jg. 1925/26 S. 67; Tübinger Blätter 4. Jg. (1901) S. 55; Jürgen Sydow, Geschichte der Stadt Tübingen Bd. 1 S. 4.

² Ludwig Baur, Der städtische Haushalt Tübingens, 1863, S. 172.

³ Michael Ruhland, Freizeitkultur um 1800, Zur Denkmaleigenschaft von Gartenhäusern, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3/2002, S. 174ff.

⁴ Stadtarchiv Tübingen E202/567.

⁵ Eisenbach S. 666.

⁶ Paul Löffler, Die alte Marquardtei, in: Tübinger Chronik vom 4.2.1926.

⁷ Stadtarchiv Tübingen A70/3732, A70/3731, A70/2753.

⁸ Stadtarchiv Tübingen A20/S612 Bl. 1877.

⁹ Tübinger Blätter 26. Jg. (1935) S. 18. Vgl. dazu auch: Karl Philipp, Die Büchsenkneipe, in: Bixier-Nachrichten der Tübinger Germania, Nr. 94 (2003), S. 92-94.

¹⁰ Tübinger Gemeindeverwaltung in den letzten 50 Jahren, 1927, S. 93ff.

in Erinnerung

Unvergessen
in ihren Aktivitäten
und in ihrer Unterstützung
denken wir an:

Gabi Groer
Karin Held
Heinrich Niemeyer
Volker Urban

Bürger- 
Initiative
Weststadt